

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Seit Weihnachten ging Fritz von Winkelberg Hedwig geflüchtlich aus dem Wege. Und auch sie scheute seine Gegenwart. Er zog sich sogar von seinen Kindern zurück und besuchte sie erst am Abend, wenn sie in ihren Bettchen lagen. So kämpfte er ehrlich gegen eine Leidenschaft an, deren stetes Wachstum ihn beunruhigte und die er für verwerflich hielt. Hatte er ein Recht auf diese Liebe! Durfte er, der gealterte Mann, diese aufblühende, makellose Jugend und Güte an sich fetten? Und er kämpfte ehrlich, bis der Frühling kam. Da nämlich fing der kleine Günther an zu fränkeln. Plötzlich nahm das Fieber schnell zu, und Hedwig sah die ganze Nacht am Bettchen und wachte. Am Morgen ritt Thomas Hauschild im Galopp nach Zdurotschin, um Doktor Bielschowsky zu holen. Zwei Stunden später war er da. Er untersuchte den kleinen Baron sorgfältig. Fritz von Winkelberg stand schweratmend dabei.

„Was ist's?“ fragte er angstvoll.

„Eine Lungenentzündung!“ erwiderte der Arzt und steckte das Hörrohr weg.

„Außerdem hat er das Winkelbergische Herz. Aber ich hoffe, wir bringen ihn durch.“

„Also Lebensgefahr?“ rief der Baron erschrocken.

„Wir sind immer in Lebensgefahr!“ gab der Doktor trocken zurück. „Und Sie mit Ihrem Herzen besonders.“ Dann schrieb er das Rezept, mit dem Thomas Hauschild fünf Minuten später zum Doctore hinausprengte.

Der Arzt blieb bis zum nächsten Abend da, und Hedwig überwachte alle seine Handgriffe. Dann übernahm sie die Pflege. Der kleine Günther wimmerte. Schwach hing sein Köpfchen auf die Schulter, und nur selten öffnete er die Augen. Fritz von Winkelberg verbrachte vier schlaflose Nächte. Ruhelos irrte er in seinem Zimmer auf und ab, und stets, wenn er in die Kinderstube trat, traß er Hedwig, die stumm neben dem Bettchen saß und keine Erschöpfung zu kennen schien. Am fünften Tage erklärte der Arzt den Kleinen außer Gefahr. Der Baron wollte ihm danken.

„Bedanken Sie sich bei Fräulein Knorred!“ sprach Doktor Bielschowsky. „Ohne deren Hilfe wären wir nicht, wo wir sind!“

„Hedwig!“ rief Fritz von Winkelberg und streckte ihr beide Hände entgegen.

Aber sie fiel in den Stuhl zurück und brach in lautes Schluchzen aus.

„Gehen Sie!“ drängte ihn der Doktor. „Sie ist überanstrengt!“

XVIII.

Als das Schulfahr seinem Ende entgegen ging, meldete sich Moritz Gassel zur zweiten Lehrerverprüfung. Er verfaßte ein respektvolles Bewerbungsschreiben und sandte es an die Direktion des Seminars, wo er seine pädagogische Ausbildung empfangen hatte. Auf dem vorgeschriebenen Instanzenwege erhielt der Sulitser Kreissschulinspektor Doktor Schriff Kenntnis von dem Unterfangen, und sofort nahm er sich vor, so bald als möglich nach Brieglawe zu fahren, um Moritz Gassel, dessen Namen er sich von der Jagdscheinaffäre her genau gemerkt hatte, aufs eingehendste zu revidieren. Von seinem Urteil hing es vornehmlich ab, ob Moritz Gassel die Prüfung bestehen und zur festen Anstellung zugelassen werden durfte.

Doktor Schriff hielt sich für sehr wichtig, und er war es auch, wenigstens für die Lehrer des Kreises. Mancher Federzug von ihm war ein Schicksalsstrich. Er war noch reichlich jung, kaum vierzig Jahre alt, und hatte es in der kurzen Zeit seines Wirkens schon fertig gebracht, den ganzen Kreis mit seinen, unsichtbaren Spionierfäden zu überziehen, eine Praxis, die der alte Schultat Hupfer, der in Breslau seine Pension verzehrte, niemals geküßt hatte, weil er sie verachtete. Zuträger fanden sich zahlreich unter den Untergeordneten. Doktor Schriff hatte einen hochachtbaren Charakter, denn er war Reserveleutnant, war der festen Ueberzeugung, daß seine Maßnahmen zum Wohle der Schule und der Lehrer getroffen wurden, und hielt das Spioniersystem für segensreich und außerordentlich erziehllich, um die hohen Tugenden der Aufrichtigkeit und des Pflichtgefühls zu kräftigen. Auch war es unter den augenblicklichen Verhältnissen unumgänglich notwendig. Denn von seinem Vorgänger und dessen Verwaltungspraxis hatte Doktor Schriff keine hohe Meinung. Im tiefsten Grunde seines Herzens hielt er den alten Schultat Hupfer für einen Trottel, der schon vor Jahren zum Abjagen reif gewesen war. Wohin Doktor Schriff kam, überall fand er Unordnung und Unregelmäßigkeiten. Seine Protokolle, die er an die Regierung sandte, unterschieden sich von denen des alten Hupfers wie Nacht und Tag. Doch da oben kannte man diese Gepflogenheit der neuen Aufsichtsbeamten, alles Vorhandene für minderwertig zu halten und erst im Laufe der Jahre zu anerkennenderen Urteilen hinaufzusteigen, um dadurch ihre eigene Kraft und bessernde Tätigkeit in ein helles Licht zu setzen, und man griff nur ein, wenn es gar zu arg wurde. Dann wurde ein Schultat geschickt.

Für einen solchen Kontrolleur schwärmte Doktor Schriff nicht allzusehr, und er trieb es daher nicht zu arg, sprach hier und da, so schwer's ihm auch wurde, ein bedingtes Lob aus, besonders bei den Lehrern, die ihm den Stoff zu seinen Geheimakten lieferten, und hielt sich so den unbequemen Regierungsrat vom Halse. Und wie konnte Doktor Schriff revidieren! Er erschien und verschwand, ohne sich an die Gehebe der Regelmäßigkeit zu binden. Bei einem Lehrer revidierte er an drei Tagen hintereinander. Die schöne Zeit der Hupferschen Anmeldebarten war vorüber. Die Kinder lauerten vers-

geblich auf die Prüfungsaufgabe „111:3“. Bald zu Wagen, bald zu Rad, bald zu Fuß tauchte Doktor Schroll in den verschiedensten Ecken des großen, langgestreckten Kreises auf und schredte seine Untergebenen mit seinen scharfen Prüfungsprotokollen. Besonders im Frühjahr, in den jagdlichen Schonzeiten, war seine Laune hervorragend gefährlich. Dann schrieb er selten etwas anderes als „ungenügend“.

Als er die Nachricht empfing, daß Moritz Gassel zur Prüfung schreiten wollte, griff er in das Fach seines Geheimattenschranks mit dem Buchstaben „G“. In der Mappe, auf der „Moritz Gassel“ stand, hatte sich im Laufe des Jahres allerhand Material angesammelt. Da war die Jagdscheinaffäre, in der das Landratsamt anders entschieden hatte. Dann lagen seitenslange Berichte über Moritz Gassels amtliches Leben. Sein Verhalten im Lehrerverein, der Inhalt des revolutionären Vortrages, die Beleidigung seines Kollegen Sebalbus Pohl, der Verkehr mit dem Baron von Winkelberg, die weiten Spaziergänge mit den Schulkindern, wobei die größeren Mädchen mit Vorliebe mitgingen, der für einen Lehrer erniedrigende Gemüsehandel, die Diensten, die schon zwei Schulkinder aus der katholischen Schule arg zerstoehen hatten, die Teilnahme an der Wafferverammlung, kurz alles, was Moritz Gassel in Brixtawe Sträflisches getan hatte und noch tat, war mit einer Schrift, die verzerrteste Nechtheit mit Sebalbus Pohls Handzügen hatte, auf diesen Blättern verzeichnet.

Doktor Schroll studierte das Material sorgfältig und bestellte seinen Wagen auf morgen früh sechsinehalb Uhr.

Schon eine Stunde früher stand an diesem Tage Moritz Gassel in seinem Garten, revidierte einige seiner zwanzig Bienenvölker, die er mit flüssigem Zucker gefüttert hatte, nahm die leeren Gefäße heraus und ging in die Schulstube. Hier machte er schnell einige Korrekturen für das gestrige Diktat der Mittelstufe, vervollständigte die Listen und war wohlgenut und guter Dinge. In vier Tagen gab's Osterferien! Dann sperrte er die Haustür auf und setzte sich in seinem Wohnzimmer hinter die pädagogischen Lehrbücher, um sich zur Prüfung zu stärken. Bis zum Beginn des Unterrichts hatte er noch eine volle Stunde. Die wollte er ausnützen. Schon in den drei Seminarjahren hatte er sich vergeblich mit dem trockenen theoretischen Wissenssram herumgeplagt. Welch ein trostloses Gebiet, diese Geschichte der Pädagogik! Sie reicht von Sokrates bis Pestalozzi, hatte so gar nichts Erhebendes an sich und wirkte auf Moritz Gassel direkt abschreckend. Ueberall fand er das für einen Lehrer beschämende Resultat, daß die Menschheit immer und zu allen Zeiten das Bestreben gehabt hatte, sich nicht schulmeistern zu lassen. Deshalb hatte Sokrates den Giftbecher trinken müssen, und deshalb mußte Pestalozzi arm, verlassen und verachtet sterben. Das waren Tatsachen, die für Moritz Gassel durchaus nichts Begeisterndes hatten. Und mit der pädagogischen Psychologie stand es noch schlimmer. Das Leben der Seele war ein Rätsel, das man nicht mit spitzfindigen Begriffen und ausgeklügelten Definitionen lösen konnte. Hier kam es einzig auf das pädagogische Gefühl an, auf die Liebe zum heranwachsenden Geschlecht. Wo die nicht war, half alles Wissen nichts. Moritz Gassel ging sogar noch einen Schritt weiter. Er empfand dieses tote, pädagogische Wissen, das das Gedächtnis überflud und zur Ueberhebung reizte, für schädlich und gefährlich. Alle die schönen pädagogischen Lehrsätze, die man aus dieser Wissenschaft für die Praxis zog, waren nicht einen Pfifferling wert! Was halfen sie, wenn sie die Schule zu einer Strafanstalt machten? Es gab überhaupt keine allgemeinen pädagogischen Gesetze!

Und Moritz Gassel stüpte die Stirn in die Hand, schloß die Augen und träumte. Die Kinder begannen sich im Schulzimmer zu versammeln, schwapten und lachten und lärmten. Moritz Gassel hörte nichts. Er ließ seine Gedanken in die Zukunft schweifen, wo es keine Schule mehr geben, wo jeder Vater der Lehrer seiner Kinder sein und jedes Seelchen sich ohne Zwang und Einschümrung zur Freiheit entwickeln würde.

Stetig wuchs der Lärm der Kinder. Moritz Gassel störte das nicht, es war ihm eine liebe Musik. Und er sann weiter.

Das Wissen von der Sache war noch lange nicht die Sache selbst. Wie noch keiner ein Dichter ward, der die Literaturgeschichte mit heißem Bemühen studierte und die Gesetze der Poesie an den Fingern herzählen konnte, so ward keiner ein Meister in der Schule durch die Kenntnis der pädagogischen Geschichte und der psychologischen Systeme,

von denen eins dem andern widersprach. Weshalb legte man in der zweiten Lehrerprüfung gerade darauf den Hauptwert? Und was hatte das Wissen um diese Dinge und das wissenschaftliche Schwapen darüber für einen Zweck? Warum hielt man sich nicht an die praktische Geschicklichkeit! Schließen lag doch in Preußen und nicht in China! Denn nur im Machen und im Können, nicht im Wissen ruht die wahre Schulmeisterhaft.

Jetzt schlug es achtmal vom Turme, doch Moritz Gassel überhörte es. Plötzlich verstummten die Kinder, als wäre ein fürchterliches Schreckgespenst unter sie getreten. Moritz Gassel horchte auf und war mit ein paar langen Sähen im Schulzimmer. Auf dem Katheder stand Doktor Schroll und hatte die Uhr in der Hand. Moritz Gassel kannte ihn schon von der Kreislehrerkonferenz, grüßte höflich und wollte den Unterricht beginnen.

„Sie haben sich um fünf Minuten verspätet!“ konstatierte der Gestrenge.

Moritz Gassel zog seine Uhr und steckte sie wieder ein.

„Es ist erst zwei Minuten über acht!“

„Warum liegen Ihre Listen nicht im Schubfach?“

„Weit sie im Schrank liegen!“ erwiderte Moritz Gassel sehr ruhig.

„Sie haben im Schubfach zu liegen!“ schnauzte Doktor Schroll, den Moritz Gassels Unbekümmertheit aus dem Häuschen brachte.

„So?“ fragte er zurück. „Das wußte ich nicht. Herr Schulrat Pupper —“

„Sie haben sich nicht zu entschuldigen!“ fuhr ihm Doktor Schroll in die Parade. „Nehmen Sie eine anständigere Haltung an.“

„Dies ist meine Haltung!“ sprach Moritz Gassel, ohne sie zu verändern.

„Bringen Sie Hefte und Listen her! Eine neue Stahlfeder! Schließen Sie das Fenster! Beschäftigen Sie die Kinder einstuweilen schriftlich!“

Dies alles wurde in einem rauhen, unfreundlichen Kommandoton herausgestoßen. Moritz Gassel dachte sich sein Teil, führte die Befehle aus, ohne sich zu überhaften, und schwieg. Dann verlangte der Revisor die schriftlichen Arbeiten, an denen er leider nichts auszufehen fand. Da mußten denn zwei kleine, rote Spritzenherb erhalten, die Moritz Gassel beim Korrigieren aus der Feder gepipst waren. Moritz Gassel konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, begnügte sich aber im übrigen mit der innerlichen Opposition. Dieser Mann, der da saß und mit Eifer nach tabeliswerten Möglichkeiten herumknüffelte, war ihm durchaus unsympathisch.

Und dann begann die Prüfung. In der Religion verlangte Doktor Schroll die Erklärung des Satzes von der christlichen Rechtfertigung allein durch den Glauben. Moritz Gassel bemühte sich redlich, ein paar Bibelsprüche und Beweissätze aus den Kindern herauszuloden. Doch das dauerte dem Gestrengen zu lange, er griff selbst ein, stellte ein paar tief-sinnige Fragen theologischer Spekulation und wurde wild, als ihn die Kinder nicht verstanden. Er schnauzte sie an, stach mit seinem langen Zeigefinger nach ihnen und verschücherte sie binnen zwei Minuten so sehr, daß sie sich nicht mehr zu rühren wagten. Jetzt durfte sie Moritz Gassel im Lesen vorführen. Bei dem geringsten Lesefehler, den Moritz Gassel durchgehen ließ, fuhr der Kreisschulinspektor in die Höhe, als hätte ihn eine Hornisse gestochen. Bald schnauzte er die Kinder an, bald den Lehrer. Moritz Gassel hielt an sich, denn es lochte in ihm vor Grimm. Endlich, nach dreiviertel Stunden, hatte sich Doktor Schroll davon überzeugt, daß sich die Schule in einem geradezu verwahrlosten Zustande befand. Die Kinder wurden nach Hause gejagt und der Kreisschulinspektor verfaßte das Protokoll. Das war nicht von schlechten Eltern, denn es hatte Hörner, Klauen und Zähne.

Dann bekam Moritz Gassel noch einen halbbländlichen Segen in dem scharfen, schnauzigen Kommandoton.

(Fortsetzung folgt.)

„Kein seliger Tod ist in der Welt, als wer fürm Feind erschlagen —.“

Von Clara Blätghen (Berlin).

— Und wenn auch die Massenbegeisterung, der Rausch dieser unerhört großen Zeit mit fortreißt, wenn man noch so erfüllt ist von glühender Vaterlandsliebe und der Sehnsucht, seine Kraft der gerechten Sache zu opfern, — ein eigenes Gefühl

bleibt's doch sich so freiwillig zu melden, als das hinter sich zu werfen, was einem das Leben so reich macht, weit reicher als andern

Die Einberufungsorder ist da. Noch ein paar Tage, dann heißt es, diese Werkstatt zu verlassen, Abschied nehmen von allem, was die Summe von einem zwanzigjährigen Künstlerleben bedeutet. Vorausichtlich ein Abschied für immer. Wenn man fällt, werden andere mit diesen Plakaten aufhängen, sie verkleben. Die Gipsmodelle werden brüchig werden, zerfallen, niemand wird sich darum kümmern, sie in Marmor oder Bronze ausführen zu lassen. Dieser mächtige Tonloß, in dem noch die Modellierholz eingewickelt wie Peile sitzen, wird vertrocknen, ohne daß das Gebilde daraus entsteht, mit dem eine sehnsüchtige Künstlerphantasie sich so lange getragen.

Und eins gibt es, was schlimmer als Tod: verstümmelt werden. Die rechte Hand kann zu einer breiten Masse zerschossen werden, der Stumpf, der nach der Operation geblieben, wird kein Modellierholz führen können

Warum hat man sich eigentlich freiwillig gemeldet, nachdem man aus den Jahren heraus ist, wo man vermutlich noch an die Reihe kommen wird? Eine Torheit, eine aufgebaute Begeisterung. Jüngere würde sie besser stehen als einem Manne mit ergrauendem Haar

Wie abschließend ging der Bildhauer durch sein Atelier, jedes seiner Werke noch einmal mit einem langen Blick umfassend. Diese Madonna mit den beiden tündenden Engelsfiguren zur Seite wird freilich von ihm zeugen. Der Bronzefuß ist bestellt, ihr Platz in einer der neuerbauten Kirchen der Vorstädte gesichert. Dieses Menschenpaar, Mann und Weib, die eine Schale hochhalten, sollte gerade für Kufstand in Marmor ausgeführt werden — man unterbleibt die Ausführung, ein Opfer der Politik. — Der Auftrag für ein Grabdenkmal, für den schon die Stizze vorliegt, wird natürlich auch zurückgezogen werden — was ist es? Wer weiß, ob man jemals wieder ein arbeitender Mann sein wird. An den Wänden hingen eine Anzahl Reliefs aufgereiht, Porträts, „Ausruhgebauten“ nach größeren Werken, Köpfe bedeutender Männer, schöne Frauen, die ihm angenehme Stunden in die Erinnerung riefen.

Darunter der Relieffuß eines ganz jungen Mädchens, ganz nach gehalten, wie hingehaucht, von einem Kranke stilisierter Lilien umgeben, wie es der Geschmack vor zehn Jahren liebte. Ein liebliches Köpfchen, das dieses Symbols jugendlicher Reinheit nicht bedurfte, das für sich selbst sprach. Auf einem überaus feinen Häßchen ein feiner Kopf mit zärtlichem Wangenrind und träumerischem Auge. Volles Haar, wie es damals glücklicherweise noch für schön galt, um die Schläfen gebauscht

Der Bildhauer sah dieses Köpfchen lange an, dann gingen seine Augen nieder zu der Unterschrift: „Bettina“ und dem Datum: Juni 1905.

Wunderlich: das Relief hatte so lange hier gehangen, er hatte sich daran gewöhnt, darüber hinzusehen wie über etwas ganz Unwichtiges — nun packte es ihn doch, daß genau zehn Jahre vergangen waren, seitdem er sie modelliert hatte.

Der ganze Reiz dieser Stunden wurde mit einem Male lebendig. Das nahe Weintender — ihr feinfühliges Verstehen — die Art, wie einer oft überraschend aussprach, was der andere dachte, — der fausche Duft ihres Weins. In den ganzen zehn Jahren war ihm nichts begegnet, was ihr ähnlich gewesen wäre.

Er war damals heftig in sie verliebt gewesen, nahe daran, zu ihr zu sprechen — aber eben das war ihm nicht selten passiert, so oft, daß er seinem Gefühl nicht mehr traute, daß er schließlich ein einsamer Mann geblieben war.

Sie hatte sich bald verheiratet, mit irgend einem Leutnant, und war nach ein paar Jahren wieder Witwe geworden. Viel mehr wußte er nicht — aber den Namen kannte er — und den konnte man jeden Augenblick im Telefonbuch nachschlagen.

Schon hatte er den Hörer abgenommen.

„Hallo — Ich wünsche die gnädige Frau selbst zu sprechen.“

„Ich bin selbst am Telefon. Mit wem spreche ich denn?“

„Ein alter Bekannter von vor zehn Jahren. Erkennen Sie meine Stimme nicht?“

„Sie stellen Binnatungen, nach zehn Jahren und bei allen diesen Nebengeräuschen.“

„So kombinieren Sie. Denken Sie an eine sehr staubige Bildhauerwerkstatt und an einen Bildhauer, der damals noch kein alter Graufopf war und den schönen Vornamen Josef führte.“

„Ach, Sie sind's — wirklich! Wie mich das freut. Es muß doch etwas wie eine drahtlose Telegraphie zwischen uns geben. Ich war nahe daran, Ihnen zu schreiben und Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie die schönste aller Prinzessinnen modellieren durften.“

„Sie haben davon gehört?“

„Krauben Sie, daß ich auf dem Monde lebe? Ich lese doch Zeitungen. Überall fand ich die Abbildung.“

„Und sie gefällt Ihnen?“

„Ich wüßte keines Ihrer Werke, das mir so reißlos gefallen hätte.“

„So sehr, daß Sie auch das Original zu sehen wünschen? Bis übermorgen steht der Abzug noch bei mir. Wollen Sie mir die Skizze erwischen, ihn anzusehen?“

„Ich weiß wirklich nicht.“

„Ich kochte Ihnen auch einen tabellosen Kaffee.“

„D, was bedeuten wir Frauen überhaupt noch, wenn die Männer sogar Kaffee kochen können!“

„Darüber wollen wir uns morgen unterhalten, wenn Sie kommen. Haben Sie die gute Lante noch, die damals, vor zehn Jahren, Sie vor mir behütete?“

„Dm? Ja? Nun, ich wollte nur sagen, daß ich bei aller Wertschätzung ihrer wertvollen achtbaren Eigenschaften nicht ungern auf sie verzichten würde.“

„Ich werde etwas anderes zu meinem Schutze mitbringen.“

„Nicht doch — nein — ich verzichte. Wissen Sie übrigens, daß ich einmal riesig in Sie verliebt war?“

„Ich wüßte es, aber ich habe es vergessen. Es ist so lang her.“

„Mein Gedächtnis ist besser. Aber wo sind Sie, gnädige Frau? So ohne Abschied fort — alle Wetter.“

Ein Tag kann sehr lang sein, wenn man keine Lust hat, etwas zu arbeiten, weil's bei dem Zustande, mit dem einen Fuß noch im Atelier, mit dem andern schon im Soldatenleben, nicht mehr verlohnt. Doppelt lang aber, wenn man jemand erwartet.

Da ordnet man allerlei in der Werkstatt, trifft allerlei Verfügungen, die man als einen „lesten Willen“ bezeichnen könnte; da karnt man Reistiefel und Reitgamaschen und frischt im Latzfall alte Reiterhüte auf, um bei den langführenden Dragonern doch nicht ganz unvorbereitet einzutreten. Man nimmt ein Dampfbad und sucht eigenhändig den feinsten Nudeln und die überauswunderschönen Rosenkränze aus, die man in dem besaglichen Wohnzimmer verteilt. Man greift höchst selbst zur Gießkanne, um die Palmen in dem italienisch angebauchten Garten, der langgestreckt auf das Ateliergebäude zuführt, nochmals abzubrausen.

Und als endlich zur festgesetzten Zeit die Klingel schrillt, fühlt man, daß das Herz ebenso jugendlich klopt, wie vor zehn Jahren

Als der Bildhauer die Tür des kleinen Vorräumcs öffnete, standen vor dem rotblühenden Busch von Pyrrhus japonicus drei kleine, weißgekleidete Gestalten, zwei kleine Mädchen zur Seite, ein etwas größerer Knabe in der Mitte. Sie standen gegen das Licht, Lichtstrahlen liefen an den feinen Gliedern hernieder, die blonden Flatterhaare unter den roten Hütlchen stürzten, als seien dünne Fäden von der Sonne zu den Köpfen gesponnen. Alle drei hielten sich an den Händen und sahen den großen Mann vor sich ohne Scheu, in fröhlicher Erwartung an.

Er beugte sich zu der Gruppe nieder, ungewiß, was er daraus machen sollte, sprach ein paar freundliche Worte, fühlte die blutwarmen Kinderhändchen in seiner großen Hand.

Und da trat hinter einem zur Pyramide verschmittenen Buchsbaum eine vierte weiße Gestalt herbor, mädchenhaft schlank und mit demselben hellen blondhaar wie die Kinder.

„Sind Sie es, Bettina?“ fragte er mit einem jugendlichen Freudeerschreden: „Ich kann's nicht glauben — eben weil Sie so ganz dieselbe geblieben sind, wie vor diesen zehn Jahren.“

„Ich bin's, Josef, und ich bringe Ihnen das Beste, was ich habe, meine Kinder. Nicht zu meinem Schutze, wie ich sagte, sondern hoffentlich zu Ihrer Freude. Sie waren ja immer kinderlieb — ich ermahne mich, daß Sie an keinem Kinde vorübergehen konnten, ohne ihm das Haar zu streicheln.“

„Kommen Sie herein und bringen Sie mir mit Ihrer Duetten den Segen über meine Schwelle in erster Stunde. Wohlgefallen Sie Ihren Kindern im Bilde zeigen, damit sie sehen, daß ihre schöne Mutter seit zehn Jahren unverändert geblieben ist.“

Sie nickte, schob die Kinder vor sich her und betrat den Raum, der auch für sie eine Schatzkammer der Erinnerungen war.

„Ja, wo bin ich denn geblieben? Hier hing ich doch früher —“ sagte sie in ehrlicher Enttäuschung mit einem Blick auf die Wand, wo ein dunkles Biered in dem ausgeblühten Grunde zeigte, daß hier früher eine Bildplatte gehangen.

„Sie sind avanciert, in mein Wohnzimmer. Darf ich bitten —“

Ein kleiner Wintergarten voll Palmen und blühender Primeln führte in das Wohnzimmer — in seiner schweren Gediegenheit das Wohnzimmer eines einsamen Mannes. Ein seidener Gebetsteppich deckte ein Bohament, darüber hing das weiße Mädchenrelief, der Lilienrand durch einen Kranz purpurroter Rosen verdeckt.

„Aber das ist ja — das ist —“ Sie wurde rot und sah ihn unsicher an, wie ein junges Mädchen.

„Ja, das ist — ein Altar mit einem Heiligenbilde, vor dem man betet, bevor man in den Kampf zieht.“

Er hatte erwartet, sie werde erschrecken, aber sie sah ihn aus leuchtenden Augen an und lächelte seine beiden Hände.

„Sie gehen? Sie haben sich freiwillig gemeldet? O, das ist schön von Ihnen, das freut mich mehr, als ich sagen kann. Helfen Sie wehren und siegen, und kommen Sie nicht ohne das Eisene Kreuz zurück.“

„Und Sie fürchten nichts für mich, Bettina? Ist das Gleichgültigkeit oder Fatalismus?“

„Der Glaube an eine Vorsehung, und dazu der unerschütterliche Glaube, daß das, was Sie vorhaben, gut ist. Sehen Sie, ich war eine Soldatenfrau, aber doch nur halb, eine Soldatenfrau in Friedenszeiten. Ich habe meinen Mann sehr lieb gehabt, wie er mich, — doch, ich muß Ihnen das sagen — und ich habe ihm nur das eine vorzuwerfen gehabt, was er sich selbst vorwarf, daß er in seinem Bett an einem lebenden Typhus starb. Hätten Sie's gehört, wie seine Phantasien sich immer um das eine drehten: den Tod auf dem Schlachtfelde, in bester Begeisterung und Lebensbegeisterung. Wissen Sie, was seine letzten Worte waren? Im Delirium des Fiebers fing er an zu singen, das alte Soldatenlied: Kein seliger Tod ist in der Welt, als wer ihm Feind erschlagen, aus grüner Heide im freien Feld —“

„Wäre ihm dieser

Tod, den er sich ersehnte, geworden — keiner hätte vor mir „ein groß' Wehklagen hören" sollen.

Ihre Wangen bräunten, sie war schön und erhaben anzusehen, wie eine göttlich Inspirierte.

Der Bildhauer hob, fortgerissen von ihren Worten, ihre Hände, die noch immer seine hielten, an seine Brust.

„Sie sind eine Heilige und zugleich die stärkste Frau, die ich kenne, Bettina. Und Sie versprechen mir, daß es auch um mich kein „groß' Wehklagen" geben soll, wenn ich — —?“

„Das verspreche ich. Aber ich fühle es: Sie werden unverfehrt wiederkommen. Sankt Michael, den Sie einmal modellierten, wird Sie schützen.“

„Und wenn ich wieder komme, Bettina, was dann?“

Sie sah sich nach ihren Kindern um, ob die nicht eben zwischen den Bildwerken und Kunstgeräten Unfug anrichteten. Die aber waren artig dabei, zwei Blüschaffen und eine japanische Puppe, wie sie für die Modellkinder hier bereit lagen, zu zärtlicher Gruppe in einem Sessel zu vereinen.

„Ich habe dir mitgebracht, was mir das Liebste ist. Du wirst sie sehr lieb haben müssen, und es wird dir nicht schwer werden.“ sagte sie einfach.

Er hob die Hand wie zum Schwur, dann beugte er sich zu ihr nieder.

„Segne mich für meinen Weg, Liebste.“

Da küßte sie ihn auf die Stirn, dann auf die Augen und zuletzt auf den Mund. Und sie hielten sich fest in den Armen, zwei stolze und selige Leute.

Vermischtes.

* Die Kriegskometen. Auch im Laufe des letzten Jahres sind am Himmel wieder jene merkwürdigen Schweiffsterne aufgetaucht, die ein alter Volksglaube von jeher mit dem Eintritt irdischer Katastrophen, besonders mit dem Kriege in Zusammenhang gebracht hat. Diese Kometen sind den Astronomen nur zum Teil unerwartet gekommen. Man erwartete schon die Wiederkehr des sogenannten Endeschen Kometen. Aber dieser verspätete sich oder wurde zu spät — es war am 23. September 1914 — als Sternchen 14. Größe in Hamburg-Bergedorf wieder entdeckt. Der Endesche Komet ist zum ersten Male 1736 gesehen worden, aber erst 1818 stellte der Astronom Ende seine Identität fest und berechnete seine Umlaufzeit in elliptischer Bahn um die Sonne mit 3 1/2 Jahren. Er hat damit von allen die Sonne umkreisenden Kometen die kürzeste Umlaufzeit. Diese hat sich übrigens in den letzten Jahren entgegen den Berechnungen Endes verkürzt. Der Komet bewegt sich außerordentlich schnell. Für Berlin stand er im November im Zenith. Am 27. Oktober war er der Erde am nächsten. Neben diesem erwarteten Endes sind aber auch mehrere unerwartete Kometen am Himmel erschienen. So war schon am 16. Mai 1914, wie Adolf Paehy in der „Notur“ berichtet, ein Komet von Jaktinitsky entdeckt worden. Nach sechs Wochen erschien ein neuer kometartiger Stern imilde des Schützen, der von der Sternwarte in Pulkowa geschickt wurde. Er besaß die Helligkeit eines Sternes von 12,5 Größe. Er trägt nach seinem Entdecker den Namen Neufmin. Als dritter sei der Krüftinger Komet 1914 a noch erwähnt, dessen Helligkeit außerordentlich gering ist. Einige Tage, bevor der Endesche Komet wieder aufgefunden wurde, erfolgte die Entdeckung eines neuen Kometen in Amerika durch den Astronomen Campbell. Das Gestirn war anfangs sogar mit bloßem Auge sichtbar. Die Bezeichnung ist Komet Campbell 1914 e. Der erste Komet dieses Jahres, Komet 1915 a Mellish, wurde in Cambridge Mass. entdeckt. Er war von 10. Größe und erreichte im Juni sein Maximum mit der 4. Größenklasse. Jedoch schon Ende Mai ist er unserer Auge entchwunden und nach Süden abgewandert. Der eigentliche Kriegskomet aber ist schon im Dezember 1913 von Delavan entdeckt worden. Das Eigenartige war, daß man ihn, bevor er in die Nähe der Sonne gekommen war, entdeckt hatte. Seine Helligkeit betrug die eines Sternes 10. Größe, wuchs jedoch so, daß er Juli und August 1914 für gute Augen ohne optische Hilfsmittel sichtbar war. Er bestand aus einem sehr scharf ausgeprägten Kern, der von einer dichten, schwefelförmigen Nebelhülle umgeben war. Zu Anfang des Jahres 1915 verschwand er. Es wird vielleicht möglich sein, ihn noch 6—7 Jahre lang zu beobachten, womit natürlich nicht gesagt ist, daß auch der Krieg so lange dauern muß.

* Der schlesische Krieger und das plattdeutsche Buch. Ein Damburgischer Kaufmann teilt der niederdeutschen Vereinigung „Quickborn“ in Hamburg das folgende drollige Kriegserlebnis mit: „Für einen weihnachtlichen Liebesgabentransport nach dem Osten, bei dem speziell norddeutsche Truppenteile bedacht werden sollten, hatte auch ich einige Pakete beigeleuert und jedem ein Quickbornbuch beigelegt. Durch irgendwelche Umstände sind nun zwei dieser Pakete damals an ein schlesisches Landwehr-Regiment gelangt, und als ich von einem der Empfänger einen Dank für das „Büchel“ („Postenart“ von Joh. Dirx. Peters) erhielt, da hielt ich das für die Ausgeburt eines grimmigen Humors, der erhaben ist über die Anrempelungen des Schicksals. Nun wird aber dieser „Büchelbesitzer“ verwundet, und der Zufall will, daß er hierher in's Lazarett V (Navigationsschule) kommt, wo ich ihn auf-

suchte. Er heißt Schaffrauel, Emanuel, ist Schlosser und stammt aus jener südöstlichen Ecke unseres Vaterlandes, deren Orte wir nicht mehr ansprechen können. Auf meine schüchternen Frage nach dem Buche sagte Schaffrauel ganz treuherzig: „Ich hab's freilich nicht verstehen können, aber einige Wäker (?) sind in der Kompagnie gewesen, die haben gefragt, das sei genau ihre Sprache, und sie haben mir's überseht.“ Daß das niederdeutsche Sprachempfinden viel weiter südlich geht als die sogenannte plattdeutsche Sprachgrenze, ist ja eine bekannte Tatsache (ich hatte z. B. einen Fremden, der aus Arnstadt gebürtig, wie in niederdeutschen Gebieten unfähig gewesen war, und dennoch mit Vorliebe Plattdeutsches las und verstand), aber daß Leute von der österreichischen Grenze darin ihr Heimatidiotium widerzuerkennen glauben, ist doch bemerkenswert und ein Zeichen für die starke Lebenskraft unserer Muttersprache.“

Käse als Munition. Während eines Krieges der argentinischen Republik mit dem Nachbarstaate Montevideo, als sich der berühmte Kommodore Con im Dienste Montevideos und Admiral Brown als Verteidiger von Buenos Aires gegenüberstanden, errignete sich ein drolliger Vorfall. Während eines Gefechts hatten beide Parteien ihren Vorrat an Munition verbraucht. Ein Leutnant meldete dem Kommodore, es sei kein einziger Schuß mehr an Bord und der Feind weiche immer noch nicht. Bulver sei freilich noch genug da. Da erinnerten sich beide Herren, daß sie zum Frühstück holländischen Kugelfische erhalten hatten, der durch die lange Lagerung so hart geworden war, daß man ihn weder hatte schneiden noch beißen können. Solche Kugeln waren noch einige Duzend im Vorrat. Man versuchte, und sie paßten in einen Lichtschußhüter hinein. Nun wurde damit geschossen. Eine Käse-Granate traf dicht neben dem Admiral Brown den Hauptmast, zerfloh in viele kleine Stücke und jagte den Befehlshaber in die Flucht. Ein zweiter Schuß tötete zwei Menschen. So folgte Schuß auf Schuß; die Segel wurden zerrissen, Verwüstungen angestellt, und Admiral Brown mußte sich schließlich zurückziehen, da er die Beschließung nicht erwidern konnte. Vielleicht gibt diese Reminiszenz dem Munitionsminister in England, Lloyd George, einen wertvollen Fingerzeig. Die holländischen Käsefabrikanten streifen ja nicht, und wenn amerikanischen Granaten nicht gegen die Neutralität verstoßen, werden es die Edamer Käse auch nicht.

Büchertisch.

— „Die Varuschlacht“. Schauspiel in 5 Akten von Adolf Römhild. Verlag W. Hirtel & Co. Nachl. Leipzig. Preis: brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Der Verleger wagte sich hier an eine hohe Aufgabe, die er glänzend löste. Sprache, Charaktere und Handlung verraten den echten Dramatiker. Was das Werk dem Geschichtsforscher und jedem Freunde der heimatischen Geschichte besonders wertvoll macht, ist außerdem die Vorrede, in der Römhild auf Grund von Forschungen, die er an Ort und Stelle in Gießens Umgebung vornahm, ganz neue Momente über dieses große Zeitereignis bringt und es zu einem Geschichtswerk im wahren Sinne des Wortes stempelt.

— „Die Stimme der 42er“ und andere Meistererschöpfungen des Karlsruher Künstlers Hans Schroedter nebst einer stimmungsvollen Abhandlung über dessen Schaffen aus der Feder Gorch Hoess bringt das Jahrbuch der „Bühne und Welt“, Monatschrift für das deutsche Kunst- und Geistesleben, herausgegeben von Wilhelm Kiefer. Zeichnet sich schon der Wert der Hervorragend aus, so bietet der literarische nicht minder Wertvolles. Ueber „Die Tragik der Hohenzollern“ spricht darin Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf. Außerdem finden wir in dem Heft folgende Beiträge: Gabrielle D'Annunzio (Wilhelm Kiefer); Hermann Krumm (Adolf Bartels); Ivanus (J. Stolz); Dichter und Manierist, eine zeitgenössische Abrechnung von Ernst Adolf Greiner; Germanisch-dichtersche Monumentalkunst (Paul Schulze-Vergho); Theaterprovinzen (Friedrich Lienhard); Die Sorge um die deutsche Opernbühne (Walter Dahm); Totenklage um einen Helden (Richard Schaufal). — Das Heft ist durch jede Buchhandlung, durch die Post oder durch den Verlag zu beziehen. Der Preis für das Jahrbuch beträgt 60 Pfg., für den Halbjahresbezug 3,50 Mark. — Verlag von „Bühne und Welt“, Monatschrift für das deutsche Kunst- und Geistesleben, Hamburg 36.

Logogriph.

Schreibst du's mit „b“, läßt drüber mancherlei,
Schreibst du dafür ein „d“, geht's nicht so leicht entzwei,
Schreibst du's mit „l“, bist du es selbst sogar. —
Des Rätsels Deutung ist dir wohl schon klar?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:
Kann daß wir spielen auf der Väter Anien,
Wird bald das Grab der Ahnen uns umgeben . . .
Den Wolkenschatten, die im Strome ziehn,
Dem Hauch am Spiegel gleichet unser Leben. Petöfi.